



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruckerlei in Sulda.

Nr. 27. Sonntag den 5. Juli 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 30 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auktions-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbiten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Fünfter Sonntag nach Pfingsten. — Böse und gute Zunge. — Aus dem Kalender der Woche. — Verkümmte Christenlehre. — Diasporafahrt. — Der Apologet im Kontor. — Glossen zur Abwehr. — Allerlei über Kindererziehung. — Briefe an einen Jüngling — Merk's.

Wochentalender.

Sonntag, 5. Juli, 5. Sonntag nach Pfingsten.
Montag, 6. Juli, Oktav von Peter u. Paul, Soar.
Dienstag, 7. Juli, Willibald, B., Laurentius v. Brindisi.
Mittwoch, 8. Juli, Kilian, Martyrer.
Donnerstag, 9. Juli, Elisabeth von Portugal, Witwe.
Freitag, 10. Juli, Sieben Brüder, Felicitas, Amalia.
Samstag, 11. Juli, Pius I., Papst und Martyrer.

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Die wahre Gerechtigkeit.

Evangelium Matth. 5, 20—24.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Hala! wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: Du Narr! der wird des höllischen Feuers schuldig sein. Wenn du daher deine Gabe zum Altare bringst und dich daselbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe alda vor dem Altare und geh zuvor hin und verfühne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe.“

Böse und gute Zunge.

Die Worte unseres Heilandes im heutigen Evangelium sind der Zunge gemäht. Wer zu seinem Bruder sagt: Hala! wird dem Hohen Rate verfallen; und wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.

Ein ernstes Gericht, das über die Zunge ergeht! Nicht ein einziges Schimpfwort, will der Heiland sagen, wird straflos durchkommen. Der Inhaber einer bösen Zunge wird sogar mit dem höllischen Feuer bedroht.

Und wie leichtfertig nimmt es die heutige Welt mit dem Gebrauch der Zunge: Wie Schlossen aus den Wolken, so prasseln Lieblosgkeiten, Beleidigungen, Schimpfereien, Anzüglichkeiten, Rohheiten, Frechheiten, Bosheiten, Unflätigkeiten, Schmutzereien, Verwünschungen, Verfluchungen, aus unzähligen Mäulern. Wie Raben, Kröten und Eulen nur häßliche Rufe aus ihren Kehlen hervorbringen, so bringt auch so manche Zunge

nur Häßlichkeiten und Gemeinheiten hervor. Das ist nicht nach dem Willen des Heilandes. Darum hat er in der Bergpredigt eine Warnungstafel aufgerichtet und der bösen Zunge empfindliche Strafen angekündigt; nicht bloß die lieblosen, lägerischen, die unsittlichen Worte werden geahndet, sondern auch die nutzlosen, zwecklosen und gedankenlosen, die der Mensch hinauswirft wie Spreu oder Sand. Solltest du aber meinen, dieses Klappern mit dem Mund wäre steuerfrei vor dem höchsten König, dann schlage Mathäus am 12. auf und laß dir den Spruch der ewigen Wahrheit in die Ohren donnern: ich sage euch, daß ihr über jedes unnütze Wort, das ihr redet, Rechenschaft geben müßt am Tage des Gerichtes.

Anmut ist ausgegossen über deine Lippen, sagt der Psalm vom künftigen Erlöser. Isaías aber entwirft vom Messias folgende liebevolle Beschreibung: Mein Knecht wird nicht lärmen auf der Straßen und nicht schreien auf den Gassen; das geknickte Rohr wird er nicht brechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen. — Als Jesus in der Synagoge zu Nazareth eine Predigt gehalten hatte, gaben ihm die Zuhörer Zeugnis und Beifall und wunderten sich, aber die Worte der Anmut, Worte der Gnade, Worte der Freundlichkeit und Liebe, die aus seinem Munde hervorkamen. (Luk. 4, 16.)

Unverrückbar wie ein Fels in der Brandung war seine Herzensruhe und Selbstbeherrschung. Als die Feinde ihn beschimpft und die schrecklichsten Schmähungen gegen ihn ausgestoßen hatten, sagte er mit dem größten Gleichmute: Ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Nachdem er vergebens seine Unschuld bewiesen, vergebens auf seine Wunder sich berufen, beobachtete er allen Anklagen und Lästerungen gegenüber ein ehrfurchtgebietendes, majestätisches Schweigen. Wem wäre nicht zu Herzen gegangen die sanfte, schmerzzerfüllte Frage an den Verräter: Freund, wozu bist du gekommen; mit einem Kuße verrätst du den Menschensohn? — Obwohl die Tugenden und Beispiele des Heilandes alle schön und einladend sind, wie die Trauben an einem Rebstock, so hat er doch gerade die Sanftmut uns vorgestellt mit den Worten: lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.

Ja die Zunge, die Zunge, wieviel Gutes, wieviel Böses kann sie anrichten! Sie ist nach dem heil. Jakobus zwar ein kleines Glied, richtet aber dennoch Großes an; siehe ein winziges Feuer steckt einen riesigen Wald in Brand; auch die Zunge ist ein Feuer, eine ganze Welt von Bosheit. Mit der Zunge

loben wir den Vater und verfluchen die Menschen. Aus einem Mund geht Fluch und Segen hervor. Das, meine lieben Brüder, sollte nicht so sein. Jak. 3, 5.

Ich will noch eine Geschichte hersetzen. Ein reicher Mann kam einst in ein kleines Fischerdorf an der Ostsee, um dort in der Stille einige Zeit zu wohnen. Am Abend fragte er im Wirtshause, ob ihm jemand einen Tausendmarkschein wechseln könne. Der Wirt aber hatte einen Tausendmarkschein nie gesehen und sagte: damit können Sie hier nichts bezahlen; hier müssen Sie alles mit Kleingeld beglichen. Als nachher noch andere Bauern ins Wirtshaus kamen, zeigte ihnen der Wirt den Schein und fragte sie, ob sie ihn vielleicht wechseln könnten. Sie lachten und sagten: was? Einen Tausendmarkschein? Den gibt es ja gar nicht! Und sie sahen mißtrauisch zu dem Fremden hinüber. Dann kamen noch einige Fischer herein; die meinten auch, es gäbe höchstens Hundertmarkscheine, und die seien so selten, daß alle hundert Jahre einmal einer ausgegeben werde, wenn die Regierung eine — Anleihe mache. Und als er in sein Zimmer gegangen war, hörte er, wie unten ein Mann zu dem andern sagte: „Er hat überhaupt kein Geld, er ist ein Schwindler; wir wollen ihn windelweich prügeln.“ — Das wartete er aber nicht ab, sondern sprang vor Sonnenaufgang aus dem Fenster und lief zu der nächsten Stadt, wo er den Tausendmarkschein in lauter einzelne Pfennige umwechseln ließ. Dann nahm er einen Wagen mit zwei Säcken voll Pfennigen, fuhr in das Fischerdorf zurück, wo er dem Wirt das Abendessen in lauter einzelnen Pfennigen bezahlte.

Was lernen wir aus dieser Geschichte? — Der reiche Mann ist der Heiland, der nicht etwa einen Tausendmarkschein, sondern Gut und Blut für uns hingegeben hat. Nicht mit vergänglichem Gold oder Silber sind wir ja erkaufte, sondern mit dem Blute des unbesleckten Lammes Jesus Christus. Da könnte der Heiland verlangen, daß wir Gleiches mit Gleichem bezahlen: Leben für Leben, Blut für Blut hingeben. Und in der Tat haben Millionen von Martyrern danach gehandelt und so die Liebe des Herrn gleichsam mit einem Tausendmarkschein bezahlt. Du aber bezahle die Liebe Christi wenigstens mit dem Kleingeld: erweise deinen Eltern, Geschwistern, Freunden, Hausgenossen kleine Gefälligkeiten, Artigkeiten, Liebenswürdigkeiten, Dienste, und der Heiland wird es dir so anrechnen, als hättest du ihm selber diese Liebe erwiesen. Denn: „was ihr den geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“

Heute am Feste des kostbaren Blutes sollst du es geloben: Mein Heiland hat für mich sein Blut vergossen; so will ich diese Liebe vergelten durch Freundschaft gegen meine Mitbrüder, gegen Jesu Freunde und Brüder, gegen die künftigen Genossen meiner Seligkeit. Ablegen will ich um Jesu willen die böse Zunge und ansetzen eine gute Zunge. Liebe, Glück und Behaglichkeit will ich stiften bei allen, die im Leben mir nahekommen, verdienen will ich mir die Verheißung: Selig sind die Friedensamen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Der Held im Kapuzinerhabit.
St. Laurentius von Brindisi.

Nichts kannst du in unseren Tagen öfter hören als Schmähungen gegen die Kirche; schon unreife Bütschchen fühlen sich berufen, ihr wegwerfendes Urteil über die katholische Kirche und den kath. Glauben abzugeben, und vor dem Hasse, der aus solchen Aeußerungen spricht, kann einem wahrlich grauen. Nicht eigenem, vorurteilslosen Forschen verdanken sie ihre Ansichten, sondern glaubensfeindliche Zeitungen und verheerende Reden von Volksverführern sind die trüben Quellen, aus denen sie schöpfen. Hätten sie ein klein wenig Gerechtigkeitsempfindung, dann ließen sie gewiß auch die Gegenteile zum Wort kommen und gäben sich Mühe, diejenigen besser kennen zu lernen, die ihnen bisher, von der Wiege weg nur Gutes getan. Sie sähen dann in der arg verleumdeten Kirche nicht eine berufsmäßige Feindin des Fortschritts, der Kultur und Bildung, sondern im Gegenteil die treue Hüterin und Schützerin dieser hohen Volksgüter, die ohne ihr Wirken mehr denn einmal in Europa verloren gegangen wären. Sie kämen dann zur Erkenntnis, zu welcher der deutsche, protestantische Dichter sich durchgerungen und die er kundgab in den Worten: „Ohne die katholische Kirche wäre Europa eine mongolische Wüste.“

Ganz besonders wurde die Kirche durch das sie leitende Papsttum eine Retterin Europas zur Zeit der Bedrängnis durch die türkischen Horden. Während die Fürsten kleinmütig am Erfolge verzweifelten, ja, die französischen Könige im Kampfe mit den Habsburgern mit den Türken sich selbst verbündeten, wurden die Päpste nicht müde, zum Kampfe gegen den Erbfeind christlichen Glaubens und christlicher Gesittung anzurufen, und ihrem Bemühen ist es zu danken, daß der Siegeslauf des Halbmonds gehemmt und die schon nach Mitteleuropa vorgehenden Feinde in ihr heutiges Reich zurückgedrängt wurden. Hätte die Kirche sonst nichts getan für die Erhaltung der Kultur in Europa, wahrhaftig, schon das allein müßte ihr die Dankbarkeit seiner Geener sichern.

Eine Bestätigung des Gesagten bietet das Lebensbild des heiligen Kapuziners, dessen Fest der Kalender am 7. Juli erwähnt, des hl. Laurentius von Brindisi, der am 22. Juli 1559 das Licht der Welt erblickte. Im Alter von 16 Jahren trat der vornehme Jüngling in den Kapuzinerorden ein und erreichte bald leitende Stellungen in demselben. Im 1599 wurde er mit einigen Ordensgenossen nach Deutschland gesandt, um daselbst Klöster zu errichten, was ihm auch nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in Wien, Prag und Graz gelang (1600). Aber die größte Aufgabe seines Lebens stand ihm erst bevor und das Gelingen derselben sollte ihm mit Fug und Recht einen Platz unter den größten Männern Europas sichern; es war nichts Seringeres als die Befreiung der christlichen Völker vom türkischen Joch. Mit Gutheißung des Papstes reiste er an die Höfe der deutschen Fürsten, um sie zu gemeinsamen Vorgehen mit Kaiser Rudolf gegen die Anhänger des Propheten zu bewegen. Es gelang ihm; als Oberfeldpater begleitet er die kaiserlichen Truppen und richtete ihren Mut auf, als sie, die nur 18000 Mann zählten, beim Anblick der sich ihnen entgegenstellenden 80000 Türken den Kampf nicht

wagen wollten. Auf seine den sicheren Sieg verheißende Predigt hin wurde der gewagte Kampf begonnen, und Laurentius war stets dort zu sehen, wo das Kampfgewühl am dichtesten und die Lebensgefahr am größten war. Die Schlacht endete vor Stuhlweissenburg 11 Oktober 1601 mit einem herrlichen Siege und fand am 14 Oktober durch den gleich glorreichen Kampf bei Tsholaki ihren glänzenden Abschluß. 30000 Türkenleichen bedeckten vor Stuhlweissenburg das Schlachtfeld, während die Kaiserlichen kaum nennenswerte Verluste erlitten. Das Kreuz, das Laurentius damals in der Hand trug und mit dem er die Truppen fort und fort segnete, wird heute noch in Innsbruck aufbewahrt.

Im nächsten Jahre wurde Laurentius zum Generalobern des ganzen Kapuzinerordens gewählt, war dann Generalkommissär bei Kaiser Rudolf in Prag und später päpstlicher Nuntius in München. Er starb zu Vissalon im 22 Juli 1619.

Die Namen der weltlichen Heerführer in den Türkenkriegen sind gewiß vielen Lesern bekannt; ob sie aber auch den Namen des heiligen Laurentius von Brindisi, der einen so hervorragenden Anteil an der Niederwerfung des Feindes von Europa hatte, bisher gekannt haben? . . . Er war eben Kapuziner also ein Ordensmann der katholischen Kirche, und daher würde seine Erwähnung schlecht zu dem behaupteten Satz passen, daß die Kirche und ihre Vertreter Feinde der Kultur seien. Es müßte dann zugestanden werden, daß die Kirche wirklich mitgeholfen, Europas Kulturgüter zu retten, und so ein Zugeständnis will man nicht machen, und Umdant ist schon immer der Welt Lohn gewesen und wird es auch ferner sein.

Der Kalenderschreiber.

Veräumte Christenlehre.

Ein 16jähriger Sträfling, der eine 2jährige Gefängnisstrafe abzubüßen hatte, legte folgendes Bekenntnis ab: „Wenn ich so einsam bisweilen in meiner Zelle sitze und denke an die Vergangenheit, so wird es mir von Tag zu Tag klarer, wie alles gekommen ist. Es stellen sich mir vor die Seelenaugen die zerronnenen Jugendjahre, und ich habe darin bereits ganz deutlich den roten Faden gefunden, welcher sich von den Tagen der Kindheit durch mein Leben hindurchzieht und mich mit 16 Jahren hierher geführt hat. Wie es nun aber war, will ich einfach und schlicht erzählen, so, wie es mir meine Jugenderinnerung wiedergibt.“

Ich bin geboren in einer großen Stadt am Rhein. Da besuchte ich die gemischte Volksschule, welche eine erweiterte ist. Ich durchlief eine Klasse nach der andern, ich lernte gut, ich besuchte die Schule regelmäßig, denn, wenn man das nicht tut, so wird man polizeilich bestraft. Meine Lehrer waren nicht unzufrieden mit mir, ich galt für einen guten Jungen, so gut, wie viele andere meiner Schulkameraden. Auch die Religion lernte ich ordentlich in den drei geselligen Wochenstunden. An den Sonn- und Feiertagen sollten wir auch den Gottesdienst besuchen. Ich tat es auch, aber die Wahrheit zu sagen, so genau hielt ich's damit nicht wie mit dem Schulbesuch. Ich konnte auch damals nicht recht begreifen, daß das Kirchenschwänzen eine so große Sünde, eine so verhängnisvolle Sache sei. Mein Geistlicher hat zwar uns Buben dies oft eindringlich eingeschärft; aber es wollte mir und manchem meiner Kameraden nicht recht einleuchten. Wir sahen nämlich, daß viele uns nahestehende Erwachsene und selbst Vorgesetzte es mit dem Kirchenbesuch gerade so hielten, wie wir Buben. Ja, daß sie hierin vielfältig noch leichtsinniger und noch gleichgültiger waren, als wir Buben. Das war mir rätselhaft und voll Widerspruch.

Ich kalkulirte nämlich wie folgt: Entweder ist die gottesdienstliche Sonntagsfeier wirklich eine so heilige, unverletzliche Christenpflicht, wie der Geistliche lehrt in der Schule und auf der Kanzel — oder sie ist es nicht. Wenn sie nun das erstere ist, wie kommt es, dachte ich, daß Vorgesetzte und ältere Leute sich dennoch nicht daran lehren, obgleich sie doch mehr Einsicht und Verstand haben sollen, als wir Buben? Oder wenn für sie die gottesdienstliche Sonntagsfeier keine heilige Pflicht, wenn sie nichts ist, haben dann wir Buben nicht recht, wenn wir sie auch schwänzen, wie wir können und mögen? So stand die Lehre des Geistlichen mit dem Beispiele der Erwachsenen und mancher Vorgesetzten im Widerspruch.

den ich nicht zu lösen vermochte. Was sollte ich denken: Der Geistliche lehrt nicht die Wahrheit oder es ist kein Ernst? Oder sollte ich glauben, die Erwachsenen handeln nicht nach Recht und Christenpflicht, oder sie haben recht, den Gottesdienst beiseite zu setzen. Infolge dieses mir unlöslichen Widerspruchs machte ich es halt, wie viele andere Buben; auch ich hielt so lange ich in die Schule ging, meinen Gottesdienst so, so, la la. Ich wollte es mit dem Geistlichen nicht ganz verderben; aber ich wollte dabei auch keinen gewissenhaften Ernst entwickeln. So kam es bei mir, daß mein Gemüt jener dritten Sorte vom Ackerfeld gleich, von der es heißt: Da der Sämann säete, fiel einiges unter die Dornen, und die Dornen wuchsen mit auf und erstickten den guten Samen.

Mit 14 Jahren verließ ich die Schule und kam in ein Geschäft; dabei hatte ich mit anderen Knaben noch die „Fortbildungsschule“ zu besuchen. Das war uns nicht gerade das angenehmste; aber wir mußten denn sonst wurden wir gestraft. Ich wechselte bald meinen Beruf und gedachte aufs Wasser zu gehen; aber es war nichts. So wurde ich Kaufmann, was in meiner Vaterstadt gar viele tun, wenn auch viele wenig Aussicht haben, eine Stelle zu finden. Nach meiner ersten Kommunion sollte ich auch die Christenlehre besuchen. In den ersten Wochen nach dem Weihen Sonntag tat ich es auch, denn an diesem in meiner Vaterstadt hochfeierlichen Tage hatte auch ich das Herz voll schönster Vorsätze. Als sich aber die Herzenserhebung dieses schönsten aller Jugendfeste etwas gelegt hatte, da gewahrte ich, daß bald einer oder der andere meiner Kameraden in der Christenlehre nicht mehr auf den ihm angewiesenen Platz ging, dann hin und wieder fehlte, endlich ganz ausblieb. Ich beobachtete, daß die Jungen anfangen, Zigarren zu rauchen, ein Spazierstöckchen in den Fingern zu drehen und zu schwingen, den Bierhäusern Besuche abzustatten, darin den Bänkelsängern und Sängerrinnen und „Komikern“ zu lauschen, im Schloßgarten und abendlich in den Straßen auf dem Bachfischfang auszugehen. Es dauerte nicht lange, da fand ich an diesen Dingen ebenfalls Gefallen, und ich fing auch an, die Christenlehre entsetzlich langweilig zu finden, und ich konzentrierte mich rückwärts, und so war ich so weit wie die anderen. Da zitierte mich der Pfarrer meinen Vater und machte ihm hierüber Mitteilung, ihn warnend, ihn auffordernd, daß er mich anhalte zum Kirchenbesuch, mich abhalte von den unangehörigen Dingen, an denen ich bereits starken Gefallen hatte.

Es wurde nicht anders mit mir und jetzt ging die Unwandlung in meinem Herzen und Lebenswandel rasch und gründlich vor sich. Ich wurde taub für den Ruf der Sonntagsglocke, die Zigarre zierte mein Gesicht, das Spazierstöckchen huchtelte in meiner Hand, ein „Gehrod“ neuester Mode deckte meinen Leib, meine Augen blickten nach Gretchen und Babette und Litschen usw. Die Nacht wurde mir oft zum Tage und umgekehrt. Ich brauchte Geld und hatte von Haus aus wenig. Da dachte ich: Nun, wenn man keines hat, so nimmt man, wo man es findet. Man muß nur klug anfangen. So kam es, daß ich eine Zeitlang Geld genug hatte, ja fast im Ueberflusse, und in nicht sehr vielen Monaten hatte ich eine recht schöne Summe von Marken erobert. Ja, da lebte ich wie der Vogel im Hanffamen; das einzige Uebel war, wie ich meinte, daß man, wenn man es so gut hat, hin und wieder morgens an jener Krankheit leidet, womit Bacchus seine allzu eifrigen Verehrer heimzusuchen pflegt.

Aber, „das Kruglein geht zum Brunnen, bis es bricht“ und „jede Krugel macht ein Loch“, und so entstand ein Loch in der Kasse, mit der ich zu tun hatte, und „es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen“, so ging es auch mit mir. Welch ein Erwachen aus meinem Jugendtaumel, Welch ein Schreck in meinen Gliedern, als man mich verhaftete! Wie ein Donnererschlag traf's mein Ohr, wie ein Blitzstrahl durchflamte es mein Gemüt! O, was hätte ich darum gegeben, wenn es nur ein Trauma gewesen wäre, wenn ich die zwei Jahre seit der Schulentlassung hätte können zurückrufen, oder, wenn ich alle Sonn- und Feiertage in meinem Kirchenstuhl in der Christenlehre gesessen hätte! Dann wäre ich nicht auf die Armsünderbank gesetzt, dann nicht hierher geführt worden, dann wäre mir die Schmach und Strafe erspart geblieben! Nun aber bin ich da und fertige Düten und Selbstschuhe und lese Kaffee und Safran, und statt des feinen Gehrodes ziert meinen Leib eine billige, graue Jade. So bin ich ein jugendlicher Sträfling geworden. Und wenn ich mir meine trüben Gedanken mache, wie das hat kommen müssen, so muß ich sagen und gestehen: Der Anfang und die Ursache meines Verderbens war mein Verstummen der Christenlehre.“

Diasporafahrt.

(Schluß.)

Und der Weg führt durch Sand- und Heidegegend zum einsam gelegenen Arbeitshause, woselbst 28 Strafgefangene in ländlicher Kulturarbeit beschäftigt werden. Das Haus liegt gesund und ruhig. Der Oberaufseher empfing mich freundlich. Bis auf drei Insassen, die Zimmer, Küche usw. besorgten, waren alle draußen auf Arbeit. Einer von den dreien aber wollte gern in persönlicher Sache den katholischen Geistlichen sprechen. Acht Jahre waren nun bald ins Land gezogen, seit derselbe die goldene Freiheit nicht mehr genießen kann. Er machte einen intelligenten Eindruck, und trübe er nicht das Bild des Strafarbeiters, so würde niemand einen Zuchthäuser in ihm erkennen. Es ist doch eine ganz eigenartige Sache um die psychologische Beurteilung eines Straflings. Wenn man den Verdacht so manches Bestrauten näher kennt, wie möchte man in gerechter Entrüstung ausrufen: Nicht du bist schuld; du bist zu bedauern; weit zurück liegt die Quelle deiner Missetat. Was hat das Elternhaus getan für die Erziehung des Kindes? Und dann die spätere Umgebung! Nachdem die interne Unterhaltung beendet, und ich die Räumlichkeiten des Arbeitshauses unter Führung des Oberaufsehers besichtigt hatte — bei all der gesunden und ordnungsmäßigen Verfassung des Hauses ist doch das Strafcharakteristische deutlich allenhalben erkennbar — fuhr ich zurück zur Residenz. Ungefähr 30 Kilometer. Im mäßigen Tempo braust das Auto hin über die staubige Landstraße, bis es mit einem Male nicht gerade sanft mit einem Baum am Wege zusammenstößt. Durch diese unwillkürliche und unzureichende Begegnung erhielt der schmucke Birkenbaum eine klaffende Lücke in sein weißes Gewand; das Auto aber verlor ein Auge in Gestalt einer Laterne; vielleicht hielt es dieselbe bei dem leuchtenden Sonnenschein auch für entbehrlich; einige Glascheiben klirrten und sonstige kleine Defekte gefellten sich hinzu. Die Insassen waren auch gerade nicht sehr angenehm berührt von diesem Seitenprünge ihres Behälters. Aber es hieß: „Gute Miene zum bösen Spiel machen,“ wenn auch kleine Blessuren ein kleines medizinisches Nachspiel erforderlich machten. Wir bezogen zunächst das Kraftfahrzeug aus seiner krampfhaften Umgebung des Baumes; ich fuhr dann auf einem Bretterwagen, der des Weges daher kam und Getreide zur nächsten Windmühle besorgen wollte, auf die freundliche Einlabung des hiederen Bauersmannes hin zum nächsten Dorfe St. . . . I. Allerdings nur eine Pferdekraft! Dier selbst wurde für das widerpenstige Auto telephonisch Hilfe bestellt. Ich selbst aber besuchte eine bekannte Familie, um mich aus dem derangierten Zustande wieder in ein menschenwürdiges Aussehen umzuwandeln, bestieg mit neuer Hoffnung ein Zweirad und durchließ auf eigene Kraft und Gefahr hin die noch restlichen 11 Kilometer meines Rückweges, der dann in ca. einstündiger Fahrt auch glücklich zum Ziele führte. Dier selbst rief mich aber gar bald der Dienst in die Kirche. Es war Samstag. — „Mit einem selbsttätigen Bierrad fuhr er fort, auf einem Stahlroß kam er selbsttätig zurück.“ Es war eine sehr lehrreiche Diaspora-Reise.

Der Apologet im Kontor.

Hermann Frank, der neue Buchhalter der Versandfirma Bauer u. Co., war ein kleines, schwächliches Männlein mit dunklem Haar und schwarzen buschigen Brauen. Sein lebhafter, sicherer Blick ließ auf Munterkeit und Entschlossenheit raten.

An all dem war natürlich nichts auszu sehen. Trotzdem beobachteten ihn die älteren Angestellten der Firma misstrauisch. Man kannte die Gesinnung des Neuen nicht.

Die der „Alten“ war bekannt, fast stadtbekannt: sie dachten alle radikal freiheitlich, so freiheitlich, daß sie nicht gesonnen waren, eine andere Denkungsart neben sich zu dulden.

Erst nach einer Woche brachte der Agent Adler, ein vierziger mit lahlem Schädel und bösem Blick, die erwünschte Auskunft über Frank.

Wie ein Lauffeuer ging es durch die Bureau räume:

Er ist Merikal, Merikal bis in das Mark der Knochen. Er geht Sonntags in die Messe, dreimal im Jahr zur Beicht, zahlt den Peterspfennig und unterstützt seine Mutter.

Das war zuviel.

Am nächsten Montag gings los:

„Herr Kollega Stern, worüber hat denn der

Pfarrer bei euch gestern gepredigt?“ fragte Siegel mit schlecht verhaltenem Hohn den Kassierer.

„Kann leider nicht dienen, Herr Bureauchef. Vielleicht wüßte ein anderer bessere Auskunft.“

„Wie? Sollte ein so frommer Herr unter uns sein?“

„Du kannst dir übrigens denken, worüber gepredigt wurde: natürlich über Beicht und Ablass, über Papst und Peterspfennig.“

„Und über die alleinseligmachende Kirche, zu der nur die Merikalen gehören“, ergänzte Siegel. „Wir andern sind längst verdammt.“

„Diese Merikalen sind überhaupt ein Ausbund von Toleranz. Während sie immer von christlicher Liebe sprechen, verfeuern und verdammen sie jede Anschauung, die nicht die ihre ist.“

„Als ob es auf Theorien und Dogmentram anläme, und nicht vielmehr auf ein anständiges Leben.“

Der Strazist Fromberger hatte sich vor einem Monat konfessionslos erklären lassen. Er benutzte Siegels letzte Bemerkung zu seiner Rechtfertigung.

„Gebildete Menschen sind überhaupt längst darüber einig, daß alle Glaubenssätze wertlos und gleichgültig sind und daß man in jeder Religion, ja auch ohne solche als Ehrenmann leben könne.“

Frank, der seit zwei Stunden ununterbrochen Neubestellungen eintrug, tat, als ob ihn der ganze Disput nichts angehe.

Erst als in Ermangelung einer Gegenrede endlich eine Pause eintrat, sagte er mit seinem Lächeln:

„Ich vermute, daß doch einer der Herren gestern in der Predigt war, die ich angehört habe.“

Siegel blickte den Buchhalter scharf an und sagte verlezt:

„Wie meinen Sie das, Herr Frank?“

„Sehr einfach, Herr Kollege. Der Prediger in der Liebfrauenkirche sprach nämlich genau über das Thema, worüber sich die Herren soeben vernehmen ließen. Er behandelte den Indifferentismus, d. h. die Frage, ob alle Religionen gleichwertig seien.“

Der kampflustige Siegel glaubte jetzt offen zum Angriff übergehen zu sollen:

„Wenn es mir nicht zu langweilig wäre, wollte ich in der Tat manchmal einer solchen Predigt antworten. Weiß ich doch im voraus, daß mich Ihr Herr Pfarrer mit seinem Gerede in meinen Anschauungen nur bestetigen würde.“

„Sie sind also ganz sicher, daß es völlig einerlei ist, ob ich Religion habe oder nicht, und daß alle Religionen gleich viel oder gleich wenig wert sind?“

„Ganz sicher. Gruselt Ihnen davor? Jedenfalls lieber keine Religion als eine intolerante, eine alleinseligmachende, eine Religion mit unfehlbaren Dogmen.“

„Wenn es aber auf die Behrsätze gar nicht ankommt, dann wäre vielleicht auch ein Religionsbekenntnis denkbar, das die Unterdrückung der Armen, der Arbeiter, der Angestellten für erlaubt, ja für lobenswert ansieht. Die Religion Niechises z. B. käme ungefähr darauf hinaus, von der Unstittlichkeit mancher heidnischen Religionen gar nicht zu sprechen.“

Siegel wurde etwas erregt:

„Sie argumentieren sehr schwach, Herr Kollege. Wer leugnet denn die grundlegenden Vernunftwahrheiten, auf denen Sittlichkeit, Humanität und Menschenrechte basieren?“

„Vorzüglich! Aber wie viele grundlegenden Vernunftwahrheiten lassen Sie denn gelten, Herr Siegel? Ich z. B. zähle auch den Satz, daß es einen persönlichen Gott gibt, zu dieser Art von Wahrheiten.“

„O, das hilft Ihnen wenig. Auch ich leugne die Existenz Gottes nicht, kümmere mich aber auch weiter nicht.“

„Wenn nun aber dieser Gott, der existiert, sich um uns Menschen kümmerte, wenn es eine Vorsehung gäbe, und wenn das wieder eine grundlegende Vernunftwahrheit wäre?“

„Meinetwegen; was dann?“

„Dann würde vielleicht folgen, daß auch die Menschen sich um Gott kümmern müssen, d. h. um sein Wort und seine Anordnung.“

„Schon gut. Eine Offenbarung nehme ich nicht an.“

„Mit anderen Worten, Sie lassen die Vernunftbeweise auf denen Offenbarung und Glauben beruhen, nicht gelten.“

„Ich kenne solche Beweise nicht und verzichte auf theologische Spitzfindigkeiten.“

„Sie haben recht, Herr Kollege Siegel. Aber sagten Sie nicht vorhin, daß Sie in Ihren Anschauungen nur bestetigt würden, wenn Sie einen Priester über dergleichen Fragen predigen hörten? Ich nehme Sie beim Wort und lade Sie ein, mit mir nächsten Sonntag der Konferenz in der Liebfrauenkirche anzuwohnen.“

Siegel suchte nach einer Ausrede. Aber der Einfall gefiel den anderen.

„Ausgezeichnet, Herr Bureauchef, gehen Sie hin und erzählen Sie uns nachher. Das wird sehr amüsant.“

Er mußte zusagen.

Siegel fühlte sich im Gotteshaus anfangs sehr unbehaglich. Aber die ruhige Sprache des Predigers, der milde warme Ton, aus dem Hirtenorgel und Hirtenliebe klang, fesselnden allmählich seine Aufmerksamkeit. Mit Spannung folgte er dem Gedankengang des Predigers:

„Manche verzweifeln an der Wahrheit — sie haben unrecht. Der Zweifel selbst, der Durst nach Wahrheit, der unausfüllbar in der Seele brennt, widerlegt sie. Gäbe es keine Wahrheit, der Menschengeist wäre das unglücklichste und widerspruchsvollste Wesen, das existiert. — Die Wahrheit kann nur eine sein. Wenn einer ja sagt, der andere nein, können nicht beide recht haben. Warum geben wir das für die natürlichen Wahrheiten zu, für die religiösen nicht? Oder hört man nicht alle Tage den Satz aussprechen: Die Religionen sind alle gleich wahr? Dann ist es gleichgültig, ob der Hindu dem Tiere göttliche Verehrung erweist, oder ob der Neger den Fetisch anbetet, oder ob der gläubige Naturforscher sich in Demut vor dem Schöpfer des Weltalls beugt — sie sind alle im selben Bahn befangen. Dann ist das Zeugnis des Beterlösers, dann sind seine Taten und Wunder, dann ist sein Opfertod Taufschung und Bahn, dann ist Christus nicht in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugnis zu geben.“

Siegel sah und hörte nur mehr den Priester; das Bild, das dieser nun von der wahren Religion — der Religion der Liebe — entwarf, war ihm neu, ganz neu. Er erfuhr erst jetzt, daß die katholische Kirche Andersgläubige, die ohne ihre Schuld irren nicht verdamme.

Am Montag morgen sprach keiner ein Wort von der Predigt. Man fühlte, daß etwas sich verändert hatte.

Auf dem Heimweg erklärte der Bureauchef seinem Freunde Stern: „Ich gehe nächstesmal wieder in die Konferenz. Der Geistliche spricht sehr anregend. Komm' mit!“

Am folgenden Sonntag standen richtig hinter Frank noch zwei weitere Angestellte aus der Firma Bauer.

Die Angriffe gegen den neuen Buchhalter waren verstummt; man hatte in ihm einen heiteren, geselligen Kollegen entdeckt.

Nur einmal kam Siegel auf das Gespräch vom ersten Montag zurück. Er erklärte offen:

Ich denke jetzt über Religion etwas anders als früher und mache den Herren bekannt, daß unser fünf nächsten Sonntag um 10 Uhr in die Konferenz des Pater N. gehen. Wer hat den Mut mitzugehen?“

In den drei letzten Konferenzen waren alle zwölf Bureaubeamte der Firma Bauer u. Co. zugegen. Zehn von ihnen gingen zur Osterbeicht.

Nur einer hielt sich noch fern, der Agent Adler. Zu seinem Bedruß erfuhr er noch, daß Frank nicht dreimal im Jahre, sondern jeden ersten Monatssonntag die heiligen Sakramente empfing, daß er Sekretär der Kaufmanns-Kongregation war, und daß ihm der Chef der Firma schon auf Ostern aus freien Stücken eine Gehaltsaufbesserung angetragen hatte.

Glossen zur Abwehr!

„Baut Volkshäuser statt Kirchen.“ — Unter dieser Parole betreibt der Genosse Peus die Agitation für den Austritt aus der Kirche. Er hätte recht, wenn der Mensch bloß einen — Magen hätte. Aber der Mensch hat auch einen Geist, und der hungert nach ewigen Wahrheiten. Deshalb braucht man Kirchen.

„Freireligiös“ nennen sich die Angehörigen der heutigen materialistischen Sekte, deren Glaubensbekenntnis der Kraft- und Stoff-Überglauben ist; sie wollen mit ihrem Namen jagen, daß sie frei von Religion sind. Sonst nennen sie sich mit besonderem Stolz „Freidenker und Freigeister“.

Sie haben recht: Etwas Denkfreeses, Gedankenloeres und Geisloseres, als was sie glauben und verkünden, gibt es nicht.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Lose Blätter von einem alten Praktikus.
(Fortsetzung.)

Die ersten Eindrücke.

Wenn das Kind von seinen ersten Lebenslagen an bildungsfähig ist, muß man es nicht nur bilden, sondern auch alles vermeiden, was verbißend wirken könnte. Sehr verkehrt ist es, wenn man die Kinder „Kunststücke“ lehrt, die nichts anderes sind als Ungezogenheiten oder sich doch nach und nach dazu entwickeln. Dahin gehört z. B. das Herausstrecken der Zunge. Es mag ja anfangs drollig aussehen, wenn so ein kleiner Knirps auf dem Arme der Mutter dem Kommando: „Liebchen, streck“ einmal dem Papa oder dem Herrn Vater oder Lehrer die Zunge heraus,“ prompt folgt. Unwillkürlich lacht man mit. Das Meisterstück wird wiederholt, und jedesmal beweist der Beifall dem Kinde, daß es etwas sehr Schönes und Lobenswerthes getan hatte. Wie schnell lernt es, auch ohne Aufforderung die Zunge herauszustrecken, und wie gut versteht es sich auf andere Unarten, wenn es größer wird. Die Eltern lassen es gewähren, während jedermann sonst mißbilligt, was er vor Jahren belacht hat. Hätten die Eltern es beim Größerwerden des Kleinen bestraft, so würde es freilich voller Verwunderung gewesen sein, daß man heute nicht gelten lasse, was man es gestern gelehrt hatte.

Auf demselben Brettle steht das falsche Vorsprechen der Worte. Man meint recht kindlich zu sein, wenn man dem Kinde die Worte so vorspricht, wie es sie erfahrungsgemäß nachsprechen würde. „Das Kind ist du!“ soll heißen „das Kind ist auf“. Nun soll so ein armer Wurm richtig reden lernen, wenn es die Wörter falsch zu hören bekommt. Das wäre eine Kunst! So finden wir denn eine ganze Menge von Kindern im schulpflichtigen Alter, die noch nicht richtig sprechen können. Sie essen „Luchen“ und „deh'n auf's Dapchen“, sie sind „bav“ und „tink'n Mim“. Warum nur? Auch die falschen „kindlichen“ Saghildungen, die es hören muß, dienen ja in dazu, das Kind im Sprechen schnell zu fördern. „Karlschen Hunger haben?“ — „Karlschen bav sein müssen!“ sind solche Mustervsätze, die sicher jeder schon gehört hat.

Das Kind muß es merken, daß Vater und Mutter einen bestimmenden Einfluß auf es haben wollen und daß sie ihren Willen durchsetzen seinem Willen gegenüber. Es muß erfahren, daß die Eltern es lieb haben, aber ihm nicht alles gewähren, was es haben will. Das Zauberwort „have, have“ (haben, haben) bringt in unzähligen Familien alles in des Kindes Hand, wonach es sie ausstreckt. Ob es Kuchen ist oder Bier, Sauerkraut oder Solberfleisch — wenn das Kind die Hand ausstreckt, dann bekommt man auf die verwunderte Frage: „Aber Sie werden dem Kleinen doch das nicht geben?“ die noch verwundertere Antwort: „Aber es will's doch haben!“

Soll man denn den Willen des Kindes brechen? Das ist eine ganz schwierige Frage. Ja und nein! Das Kind darf nicht seinen eigenen Willen als maßgebend ansehen, es muß es wissen, daß der Eltern Wille gilt. Und es ist im allgemeinen nicht schwer, dies dem Kinde beizubringen, wenn es sein muß, mit Strenge. Aber jedesmal dem Kinde das verbieten, was es gerade jetzt will, auch wenn es an sich nicht unrecht oder böse ist, um seinen Willen zu brechen, das ist töricht, macht das Kind mißmutig und ohne Not widerspenstig. Man darf nicht vergessen, daß des Kindes Wille einmal Charakter werden soll. Wenn nun gar das Kind einen besonders ausgeprägten Willen hat, einen „Dickkopf“, wie man zu sagen pflegt, so wird es sich häufig empfehlen, es von seinen Gedanken abulenken. Statt es zu bestrafen. Das Kind, das

allen eigenen Willen „ausgetrieben bekommen“ hat, daß es nicht wagt, irgend etwas selbst zu denken und zu tun, weil es damit stets auf das Verbot der Eltern stößt, wird nie selbständig. Wie mancher Wackelknecht läuft in der Welt herum, der kein Charakter geworden ist, weil die Eltern nicht ab und zu zugeben wußten und ihm seinen Eigensinn so gründlich gebrochen haben, daß er ein getrockneter Mensch ist sein Lebtag. Je früher man anfängt, gerade auch den Willen zu beeinflussen, desto sicherer kommt man zum Ziel. Ein bewährter Erzieher hat einmal gesagt, bis zum vierten Jahre müsse die Erziehung soweit vollendet sein, daß dann eine ernste Strafe wegen Ungezogenheit einfach überflüssig sei. Er hat recht.

Briefe an einen Jüngling.

6. Stehe zu, was Du liest!

Lieber Wilhelm!

Es ist heute ein so trüber Regentag, als ständen wir schon mitten im November. Die Sommerfrüchler hier bei uns im Dorf machen verdrießliche Gesichter und wissen gar nicht, wie sie die Zeit herumbringen sollen. Ein Studentlein, das Ferien hat, flüchtet sich unter dem Regenschirm zu mir und holt sich ein Buch zum Lesen. Mein Bücher-schrank ist schon ordentlich geplündert und ich muß schon sehen, daß ich noch etwas Passendes für ihn finde. Endlich entdeckte ich den Paul Springer' von P. Finn — und der junge Leser zieht beglückt damit ab. Ich aber benütze jetzt den stillen und einsamen Tag, um endlich wieder einmal einen Brief an Dich zu schreiben, zumal ich aus Deinen letzten Zeilen eine leise Klage herauslas, weil Du so lange nichts von mir gehört. — Recht gerne benütze ich die heutige Gelegenheit, um Dir einmal ein paar Worte über das Bücherlesen zu schreiben.

Es ist gar kein Zweifel, daß in unserer modernen Zeit die Zeitungen und Bücher einen ungeheuren Einfluß ausüben. Die Presse ist eine Großmacht geworden, die, wenn sie nicht im Dienste des Guten steht, ganze Generationen vergiften und ihrer höchsten Güter berauben kann.

Wer liest heutzutage nicht! Es gibt Zeitungen für jedes Alter und für jeden Stand. —

Das Dienstmädchen und die Fabrikarbeiterin, der Maurergeselle und der junge Kaufmann — sie alle können ihre eigenen Fachblätter haben und für billiges Geld halten. Die Lesehallen in der Stadt und die Leihbibliotheken allüberall öffnen ihre Tore für jedermann und bieten immer neue Nahrung für die Lesewut gewisser Leute.

Wenn man früher einem Jungen in der Stadt einen Groschen schenkte, so konnte man gewiß sein, daß er ihn zum nächsten Zuckerbäcker trug und vernaschte. Heute kann man sehr oft beobachten, daß er damit in den erstbesten Bäckereiladen rennt, um sich dafür die neueste Indianer- oder Nordgeschichte zu kaufen, die mit ihrem buntscheckigen und recht gruselig gemalten Titelbild seine Aufmerksamkeit im Schaufenster erregt hat.

Das Predigen gegen das Lesen überhaupt wird heute nicht viel nützen. Wir können nun einmal das Zeiterad nicht um ein paar hundert Jahre rückwärts drehen, wo nur die Klosterschüler lesen lernten und ein einzelnes Buch schon ein gewisses Kapital darstellte.

Das Lesen kann ja — Gott sei Dank — auch eine recht gute und nützliche Sache sein. Vorbedingung ist da nur, daß man selbstverständlich nichts Schlechtes liest und daß man mit dem Lesen nicht seine pflichtmäßigen Arbeiten versäumt.

Der heilige Augustinus verdankt einem Blick in die Heilige Schrift seine Belehrung, der heilige Ignatius wird durch die Lektüre der Heiligen-Legende aus einem irdischem Krieger in einen der eifrigsten Streiter Christi umgewandelt.

Du siehst also mein lieber Wilhelm, daß ich Dir das Lesen keineswegs mißraten will. Benütze Du nur Deine Feiertagsabende und Deine freien Sonntagnachmittage zur Lektüre, wenn Du daran Freude findest. Aber siehe zu, was Du liest!

Ich habe Dir früher schon einmal einen Brief geschrieben, darin ich Dir den Rat gab: „Siehe zu, mit wem Du umgehst!“ Etwas ganz Ähnliches muß ich Dir auch heute wieder sagen. Bücher sind gewissermaßen ja auch Kinder der Menschen — und der Umgang mit ihnen hat oft die gleiche Bedeutung und die gleichen Folgen. So viel ein guter Freund nützen kann — so viel und noch viel mehr kann ein böser und falscher verderben. Ein schlechtes Buch wird schließlich sogar noch verhängnisvoller sein. Es kann ja überall heimlich eingeschmuggelt werden — und es kann sein schleichendes Gift unter einer so schönen Sprache verbergen, daß sich zumal ein junges Herz leicht von ihm täuschen und — verderben läßt.

Darum bitt' ich Dich, mein lieber Freund, lies doch nichts dergleichen! Es würde Dir nur wie der Eva am verbotenen Baume gehn. Sie erhoffte von der versagten Frucht einen Himmel von Genuß — die Augen gingen ihr nachher aber ganz anders auf, als sie sich gedacht hatte — Freilich, dann war's zu spät — und dann saß ihr der Tod bereits im Herzen!

Wie oft liest man jetzt in den Tageszeitungen, daß sich bei Gerichtsverhandlungen über junge Verbrecher herausstellte, wer an dem Uebel in letzter und in erster Linie schuld war: die schlechte Lektüre. So ein schlechtes Buch hat so oft aus einem ehrlichen Jungen einen Dieb, aus einem unverdorbenen Jüngling einen Wüstling und aus einem arbeitssamen und zu den besten Hoffnungen berechtigenden Knaben einen energielosen Träumer, geheimen Sünder und zu allem Guten schließlich ganz unbrauchbaren und unfähigen Menschen gemacht.

Betrachte darum einen Kameraden, der Dir ein sittenloses Buch zum Lesen anbietet, als Deinen gefährlichsten Feind. Der Schurke, der einem Arglosen heimlich Arsenik unter das Essen mischt, ist wahrlich nicht schlimmer als derjenige, der einer unverdorbenen Seele unter den Blättern eines schlechten Buches die Schlange ins Herz einschmuggelt, unter deren Giftzähnen dann die Unschuld getötet wird. Willst Du gerne lesen, Wilhelm, so weißt Du ja, wo Du Dir gute und schöne Bücher holen kannst. Es ist durchaus nicht notwendig, daß Du nur im Gebetbuch liest. Du magst zu Deiner Belehrung und Erholung und Erheiterung auch recht wohl lesen, was von Gott begnadeten Denkern und Dichtern erdacht und geschrieben worden ist. Es gibt auf allen Gebieten gute Bücher, Zeitschriften und Tagesblätter genug — und es ist darum niemals und nirgends nötig, nach einer zweifelhaften Lektüre greifen zu müssen.

Solltest Du manchmal über ein Buch, das man Dir zum Lesen anbietet, im unklaren sein, so scheue doch ja vorher den Weg zu Deinem Präses oder Deinem Beichtvater nicht, um Dir Rat einzuholen.

Ich lasse heute mit gleicher Post Wisemans „Fabiola“ an Dich abgehen — und ich hoffe Dir mit dem herrlichen Buch eine wirkliche Freude zu machen. Du wirst diese meisterhafte Erzählung nicht lesen können, ohne Dich für Deinen heiligen Glauben und jede christliche Tugend aufs neue zu begeistern!

Und nun lebe wohl! Der Himmel bewahre Dich vor falschen Freunden und vor schlechten Büchern — und dann weiß ich, daß Du ein guter Mensch bleiben und die schönen Hoffnungen erfüllen wirst, die Deine braven Eltern und wir alle auf Dich setzen!

In stets neuer Freundschaft

Dein alter Heimatpfarrer.

Merks.

Besser viele Kinder auf dem Riffen
als eins auf dem Gewissen.

Zucht ist das beste Heilmittel.